

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 45 (1941-1942)

Heft: 19

Artikel: Drei Fabeln von Peter Kilian

Autor: Kilian, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Drei Fabeln von Peter Kilian

Der Esel und das Maultier

Ein schon etwas bejahrter Esel und ein Maultier trafen sich eines Abends in einem Stall, in dem sie gemeinsam die Nacht verbringen sollten.

Um sich gegenüber dem wortkargen Esel in ein gutes Licht zu setzen, prahlte das Maultier, daß seine erlauchte Mutter eine Vollblutstute gewesen sei und in seinen Aldern also gewissermaßen adeliges Blut pulsiere.

Der Esel nickte gedankenverloren und meinte dann nach einer Weile:

„Siehst du, mein Lieber, meine Mutter war nur eine störrische Eselin und mein Vater ein

störrischer Esel wie alle anderen. Sie waren Esel so wie ich einer geworden bin, aber es ist wenigstens ein ganzer Esel aus mir geworden. Du aber bist weder Fisch noch Fleisch, nicht Pferd und nicht Esel. Das Schlimmste aber scheint mir darin zu liegen, daß dir von beiden das Schönste fehlt: du hast weder das adelige Feuer deiner Mutter, noch den störrischen Eigensinn deines Vaters.“

Nach diesen Worten versank das Maultier in Trübsinn und Melancholie und ist seither trübsinnig und melancholisch geblieben.

Das einfältige Huhn

Ein weißes Huhn wie unzählige andere weiße Hühner sah eines Tages zum erstenmal in seinem Leben einen Pfau. Dieser stolzierte, ohne das Huhn auch nur im geringsten zu beachten, in unnahbarer Erhabenheit vorbei und schlug zum Abschluß großartig und pompös das Rad. Das weiße Huhn war von dem zauberhaften Anblick so hingerissen, daß es seinen Schnabel staunend und verzückt auffsperrte und sogar zu gackern vergaß.

Als das Huhn nun wieder zu den seinen in den

Hühnerhof zurückkehrte, glaubte es mehr zu sein als alle anderen Hühner. Es wurde eitel und ahmte den Pfau in lächerlicher Art und Weise nach. Ja, das einfältige weiße Huhn sträubte sich sogar, wie früher seine Eier zu legen und tat es dann nur, weil es nicht anders konnte. Zuletzt glaubte es so schön, stolz und erhaben zu sein wie der Pfau — und blieb doch sein Leben lang nur ein einfältiges, weißes Huhn, wie unzählige andere weiße Hühner.

Der Kaktus und der Geranium

Ein Geraniumstock stand schon seit vielen Jahren neben einem kugeligen, unscheinbaren Kaktus, der genügsam und bescheiden in seinem Topf dahin vegetierte. Jedes Jahr erfreute der Geranium die Menschen mit der zauberhaften Pracht seiner scharlachroten, samtigen Blüten, während der Kaktus nur seine nadelscharfen Stacheln wie ein alter Grimmhart feindlich in alle Himmelsrichtungen streckte.

Der Geranium, der sich auf seine Blütenpracht viel einbildete, hatte sich innerlich schon oft über den stacheligen Gesellen geärgert, und eines Tages konnte er nicht mehr an sich halten und rief höhnisch und verächtlich:

„Es ist mir einfach ein Rätsel, was eigentlich du auf dieser Welt zu bedeuten hast! Und ausgegerechnet neben mir bringst du dein nutzloses Dasein! Du bist ja nichts anderes als ein ganz nichtsnutziger, runder Knollen voll bösartiger Stacheln, ja wirklich, gar nichts anderes! Seit ich dich kenne, und es ist leider schon eine lange Zeit, hast du nicht ein einziges Mal geblüht. Nichts ist an dir, das die Menschen erfreuen könnte, im Gegenteil, Abscheu erregst du und mitleidiges Kopfschütteln. Da lob ich mir die Pracht meiner Blüten!“

Der Kaktus antwortete nicht auf die spitzen und verächtlichen Worte des Geraniums. Klein,

unscheinbar und stachelig saß er in seinem Topf, und der selbstbewußte Geranium dachte mit Recht, der stachelige Knollen schäme sich.

Aber eines Tages beim ersten Morgengrauen geschah ein Wunder. Der armselige Kaktus blühte! In wundersam zarter Fülle entsprang eine blendend weiße Blüte dem stachligen, garstigen Knollen. Nie in seinem Leben hatte der Geranium ähnliches gesehen, und er erblaßte beinahe vor Neid. Die Menschen kamen und bewunderten mit Ausrufen des Entzückens das seltene Wunderwerk der Natur. Sie waren so tief in das

einzigartige Wunder der Blüte vertieft, daß sie den Geranium daneben ganz vergaßen. Dieser aber war ganz frank vor Neid und Mizgunst, und die Menschen sanken tief in seiner Achtung.

Als sie dann endlich allein waren, konnte sich der Geranium nicht mehr beherrschen und rief mit unverhülltem Hohn in der Stimme:

„Kunststück! Wenn ich auch nur alle hundert Jahre einmal blühen würde, dann kämen die Menschen überhaupt nicht mehr aus dem Staunen heraus!“

Bücherschau

Neue Gotthelf-Ausgaben. Man wird es begrüßen, daß der Eugen Rentsch-Verlag sich entschlossen hat, zwei neue Bände mit Gotthelf'schen Erzählungen herauszugeben und damit den Volks-Gotthelf zu vervollständigen. Der eine der von Hans Bloesch betreuten Bände umfaßt sechs Erzählungen aus den verschiedensten Schaffensperioden und von bezeichnender Mannigfaltigkeit an Gewicht und Stoffwahl. Da ist das erste kleinere Werk, die „Wassernot“, in dem mit bisher unerhörter gestaltender Kraft gewaltiges Naturgeschehen in handelndes Leben umgeformt wird; daneben die „Brantwiesen“, eine Schilderung menschlichen Elends und sittlicher Verkommenheit, die auch vom späteren Naturalismus an grausiger Realistik nicht übertrffen, an erzieherischem Ethos nie erreicht wurde. Neben dem behaglich ausschmückenden Zeitbild im „Ball“, der die Beziehungen von Stadt und Land so köstlich veranschaulicht, finden wir das politische Zeitbild „Ein deutscher Flüchtling“, in dem mit liebenswürdigem Humor an einem einfältigen Mitläufer bei politischen Wirren eine heilsame Erziehungskur vorgenommen wird. Und im „Niggiggi Ju“ wird ein solcher politischer Windbeutel und Großsprecher mit überlegenem Spott bloßgestellt. Und daneben steht ein bisher unbekanntes Werk, „Die Rotentaler Herren“, das erst kürzlich aus dem Nachlaß zum erstenmal ans Licht gezogen wurde.

Der andere Band enthält den „Geldstag“, ein Buch in dem das Problem moralischen und materiellen Ruins dichterisch verwirklicht ist. Der Stoff gibt Gotthelf Gelegenheit zu einer innerlich begründeten Charakterentwicklung, sowie zu einer lebendigen Entrollung von Volkssitten, in denen auch das komische Element nicht fehlt.

So umfaßt der Volks-Gotthelf nunmehr 16 Bände (Preis pro Band in Ganzleinen Fr. 6.80).

Für Kinder von 8—12 Jahren: **Vaters Hut macht eine Reise** und andere drollige Geschichten für Kinder. Von Maria Mohr-Reutter. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel. Mit einigen mehrfarbigen Bildern und Zeichnungen, von Herbert Leupin. Fr. 4.80.

Drollig und zugleich besinnlich sind alle diese Verse, die mit ihren tollen Reimen die Kinder ergößen und belehren wollen. Die farbigen Bilder und die Zeichnungen von

Herbert Leupin stellen eine besonders erwünschte Zugabe dar.

Jack Schumacher, Wolkenkratzermenschen, oder die Schattenseiten einer Millionenstadt. Hans Feuz Verlag, Bern, Kart. Fr. 3.50.

Der Titel dieses aufrüttelnden Erlebnisberichtes könnte auch heißen: Newyork ohne Schminke. Schumacher ist kein zimmerlicher Schreiber. Was er mit eigenen Augen gesehen, was er auf allen seinen Streifzügen kreuz und quer durch die Riesenstadt erlebte, das schrieb er wahrheitsgetreu nieder.

In Newyork (mit den Vorstädten) wohnen über 12 Millionen Menschen, und dies auf einem verhältnismäßig kleinen Flecken Erde. Kein Wunder, daß die Raumnot die Architekten zwang, „wolkenkratzende“ Riesenhäuser hinzustellen, kein Wunder, daß man die Erde durchwühlte und ein verwirrendes Bahnhetz unterirdisch anlegte. Newyork ist eine phantastische Anhäufung von Stein.

Wie sind nun die Menschen, welche in den Gesteinschluchten leben? Was tun sie, was denken sie? Dies zu untersuchen, machte sich Schumacher vor allem zur Aufgabe. Er durchwanderte monatelang alle Teile der Riesenstadt, besuchte Spitäler, Irrenanstalten, die berühmten Gefängnisse von Sing-Sing, stieg in die Unterwelt, verschonte die Paläste der „vergoldeten“ Millionäre nicht, durchstreifte die Chinesen-, Neger- und Judenviertel. Er sprach mit Menschen aus allen Bevölkerungsschichten, forschte ihre Ansichten, ihre Moral, ihre Seelenzustände aus. In seiner Erzählung begegnen wir bald einem Neger, bald einem Stadtoberhaupt, bald einem Lüstjungen, wir begegnen thypischen Newyorker Mädeln, Expressen, Kindsträubern, den unablässig hin und her gesagten Polizisten und den alle Untiefen des Newyorker Lebens geschäftsmäßig ausbeutenden Journalisten, die im Gold der großen Zeitungen stehen. Wir erhalten zuletzt ein buntes, aufregendes, verwirrendes Bild, das aber zugleich wie eine große, ernste Mahnung wirkt. Denn hinter dem Erzähler Schumacher steht der Warner Schumacher, der uns auf Grund seiner Erfahrungen beweist, daß dieses Wolkenkratzerleben unschön, öd und trost allen Vergnügen und Verbrechen unendlich langweilig ist, daß es ein elendes Herdendasein ist, das unfehlbar in der Selbstvernichtung endet. Er beschwört den europäischen Menschen, sein einfacheres, unauffälligeres Leben lieb zu haben, da es eines zu bieten vermag: die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.